

## Der Hinker und Zucker vom Hausplatz

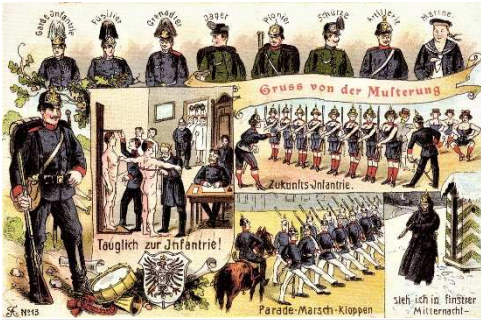
Der erste Sonntag im Mai 1811 begann vielversprechend, ganz nach den Vorstellungen des Johann Knüppel, die sich in seinem Lieblingsgedicht widerspiegelten:

*Gülden geht die Sonne auf,  
Schäfchenwolken fliegen.  
Zum Melken steht die Mutter auf,  
der Vater bleibt noch liegen.*

In der Küche hörte er seine Frau, Anna Sophie, herumfuhrwerken. Johann wollte sich gerade auf seinem Strohsack noch einmal genüsslich auf die Seite drehen, da ging plötzlich ein Heidenlärm vor seinem Haus Nr. 129 am Hausplatz los. Pferdegetrappel, laute militärische Befehle auf Französisch, verängstigte Schreie seiner Nachbarn. Jemand donnerte an seine Haustür und eine Stimme rief: „Ouvrez la porte, mais tout de suite!“ („Sofort öffnen!“) Da stürmten auch schon zwei französische Soldaten mit aufgefanzten Bajonetten in sein Schlafzimmer, rissen ihn aus dem Bett und schleiften ihn in die Küche. „C’est vous, Johann Heinrich Wilhelm Knüppel, né le 21 Avril 1778 à Liebenau?“, brüllte ihn der französische Offizier an. Hinter dem bemühte sich Pastor König einigermaßen fehlerfrei zu übersetzen: „Bist du Johann Heinrich Wilhelm Knüppel, geboren am 21. April 1778 in Liebenau?“ Als Johann die Frage bejahte, befahl der Offizier weiter: „Vous êtes appelé sous les drapeaux de notre glorieux empereur Napoléon. Adressez-vous à la mairie demain matin. De là, on vous emmènera à la garnison de Nienburg pour faire vos classes. Emmenez vos rations pour deux jours! Allez! Allez!“

Pastor König übersetzte sinngemäß: „Johann, du bist einberufen worden, unter der Flagge unseres glorreichen Kaisers Napoleon zu dienen. Melde dich morgen früh im Rathaus. Von dort aus geht’s weiter zur Ausbildung in die Garnison nach Nienburg. Du sollst Verpflegung für zwei Tage mitnehmen!“

Jetzt war eine seiner von Bauernschläue geprägten Ideen gefragt. Man munkelte schon seit geraumer Zeit, dass Napoleon einen Feldzug gegen



Unknown author, Gruss von der Musterung  
© commons.wikimedia.org

Russland plante. Doch wie sollte er seine Einberufung in den Krieg verhindern? Ihm fielen nur zwei Möglichkeiten ein: Er konnte sich entweder durch den Kauf eines Stellvertreters vom Militärdienst freikaufen oder beim morgigen Appell vor dem Rathaus ein Los ziehen, das ihn vom Kriegsdienst entbinden würde.

Doch beide Möglichkeiten erschienen ihm nicht sehr aussichtsreich. Ihm hatten in der letzten Zeit einfach das Geld oder auch das nötige Glück gefehlt. Dabei hatte er seine kleine Familie in den letzten Jahren immer gut durch die harten Winter gebracht. Und was kümmerte es einen Hausierer für Sensen und Klöppelspitzen, dass Liebenau jetzt zum Königreich Frankreich gehörte und dass die Amtssprache Französisch war. Zwar durchzogen ab und zu plündernde Soldaten sein Heimatdorf und manchmal musste er auch Unterkunft für die Soldateska stellen, doch seinen Hauptvorteil zog Johann aus dem Wechsel der Währung. Seine Waren mussten nun von den Bauern in Franken und Centime bezahlt werden, und da konnte man die unwissenden Bauern ganz schön übers Ohr hauen! Auch wenn die Herrscher genauso häufig wechselten wie Johann seine Unterwäsche, mal waren es die Hannoverischen, mal die Preußen und nun eben die Franzosen. Dabei wollten doch alle nur das Eine: Steuern, Steuern, Steuern!

Seine Frau, Anna Sophie, stellte sich schützend vor ihren Mann und hob dabei leicht ihren Kittel an. Doch der Offizier winkte nur mitleidig lächelnd ab. Da rannte Anna zum Alkoven und Johann hatte endlich die rettende Idee: Das linke Bein nachziehend, humpelte er stöhnend hinter seiner Frau her. Die schnappte sich das unter einem losen Bodenbrett versteckte Päckchen mit ihren Ersparnissen und reichte es dem Franzosen. Der steckte sich das ganze Geld ein, zückte ein bereits ausgefülltes Formular und gab es Johann. Damit verließen die Soldaten mit einem Hoch auf ihren Kaiser das Haus.

Das Formular war mit dem Briefkopf und dem Siegel des „Département des Bouches du Weser“ versehen und bescheinigte Johann „Tauglichkeitsgrad III wegen Hinkens. Nur für den Innendienst zu gebrauchen“. Am nächsten Morgen erschien Johann pünktlich vor dem Rathaus. Nach dem Zählappell ging’s im Eilmarsch in die Garnison nach Nienburg. Johann kam dort aber erst einen Tag später an, da er darauf achten musste, beim Gehen immer das Bein nachzuziehen oder zu humpeln. Er wurde von den Kriegsübungen befreit und sollte sich in der Schreibstube der Kaserne nützlich machen. Seinem Feldwebel fiel er auf, weil er Personen- und Materiallisten lesen konnte und sogar das Schreiben lateinischer Buchstaben recht flüssig beherrschte. So durfte Johann auch die Tagesbefehle schreiben und in der Kaserne aushängen. Eines Tages wurde Johann dem Capitaine von Zitzewitz, Anführer eines Erkundungs- und Vermessungstrupps zugeteilt, der von Johanns ungewöhnlichen Fähigkeiten gehört hatte. Der Capitaine (Hauptmann) nahm ihn als persönlichen Burschen in Beschlag. Schon bald bekam der Trupp den Auftrag, in der Liebenauer Heide einen geeigneten Ort für Manöverzwecke zu erkunden. Als Ortskundiger sollte Johann einen Platz für ein Feldlager finden und mit den ihm unterstellten 10 Grenadieren die Zelte für drei Offiziere, vier Unteroffiziere und 40 Soldaten aufbauen. Mit zwei vollbeladenen Fuhrwerken zog der Vortrupp über Oyle, Glissen und durch den Liebenauer Wald los, bis sie auf den Winterbach stießen. Dort entdeckten sie eine trockene, geschützte Lichtung, auf der sich hervorragend lagern ließ. Schnell waren die Zelte aufgebaut, eine Feuerstelle angelegt und auch die für Hygiene und



Capitaine von Zitzewitz mit Bursche Johann beim Morgenbefehl (Beispiel)  
© commons.wikimedia.org

Notdurft nötigen Orte hergerichtet. Nachdem auch der Haupttrupp eingetroffen war, konnte der Erkundungsauftrag beginnen!

Johann durfte aufgrund seines Gehfehlers nicht an den Erkundungen teilnehmen. Sein Auftrag war es, für die Offiziere das Essen zu bereiten und die dafür notwendigen Einkäufe bei den Bauern in der Umgebung zu tätigen. Durch Tausch und Handel konnte Johann als erfahrener Hausierer bei der Landbevölkerung so manchen Franc beiseite schaffen, und dadurch seiner Frau und den beiden Kindern ein auskömmliches Leben ermöglichen.

Da der Rückweg über Liebenau sehr weit war und seine Frau schließlich auch zu ihrem Recht kommen sollte, traf er oft erst kurz vor Einbruch der Dämmerung im Feldlager ein. Und gerade für heute Abend hatte ihm sein Hauptmann befohlen ein besonderes Essen

zubereiten. „Ich bin es leid, immer diese deutschen Eintöpfe zum Fressen vorgesetzt zu bekommen, wir sind schließlich alle Feinschmecker in der Französischen Grand Armee. Heute gibt's Froschschenkel!“ Doch wo sollte Johann auf die Schnelle Froschschenkel herbekommen? Hatte er nicht letzte Woche für die Offiziere Hühnerfrikassee gekocht? Die Hühnerfüße müssten noch in der Abfallgrube liegen! Johann schnappte sich die vier Füße, schnitt die großen Zehen säuberlich ab, entfernte die Krallen, wendete die Zehen in Mehl und briet sie goldbraun mit Schmalz in einer Pfanne. Zu den „Froschschenkeln“ gab es Schwarzbohnengemüse und einen prickelnden Riesling. Zum Abschluss des Mahls reichte er seinem Hauptmann eine Tasse von in Liebenau hergestelltem Ersatzkaffee aus Zichorien. „Mensch, Johann, das war einmal ein Essen wie es französischen Offizieren zusteht. Besonders die Würze der Sauce war superbe“, lobte



Vermessungstrupp  
(am Liebenauer Winterbach)  
© commons.wikimedia.org



Grenadier Johann  
in der Liebenauer Heide  
(Fotomontage)

ihn sein Hauptmann. Wenn der gewusst hätte, dass die besondere Würze von der Hühnerscheiße herrührte, die Johann schelmisch an den Hühnerfüßen gelassen hatte!

Überhaupt hatte es das Erkundungskommando mit ihrem Vorgesetzten, dem Herrn von Zitzewitz, sehr gut getroffen. Er erlaubte keinen Diebstahl oder Plünderungen. Alles an Verpflegung musste bezahlt

werden. Als er einmal erfuhr, dass zwei seiner Untergebenen aus der Eickhofer Schafherde ein Jungtier gestohlen hatten, wurden diese zu einer Woche Arrest bei Wasser und Brot verurteilt. An den abendlichen Besuchen bei Steckdosen Erna in Mainschhorn oder bei Stechers Mariechen in Neulohe hatte er nichts einzuwenden.

Zu Kaiser Napoleons Geburtstag am 15. August veranstalteten die Soldaten sogar ein kleines Fest mit allem, was dazu gehört: Essen, Trinken, Musik und Tanz mit den „Drei Heidscherbuben“ und ihren Trommeln, Fiedeln und Flöten Auch das Ergebnis im nächsten Jahr konnte sich sehen lassen: vier prächtige Söhne von französischen Soldaten!

Als die Abende kälter wurden, bekam Johann von seinem Hauptmann den Befehl, Feuerholz vom benachbarten Gutshof von Schlemmermeyer in Holte zu holen. Also zog Johann mit einem Handwagen los. Bei dieser Arbeit half ihm immer die Küchenmagd Ilse Katharina. Sie mussten das Brennholz aus einem Verschlag neben der Gutsküche holen und anschließend in einem kleinen Ofen die Wärmeleistung des neuen Holzes testen. Dabei wurde es den beiden natürlich zusehends wärmer und so landete Kleidungsstück auf Kleidungsstück auf einem Schemel, und sie selbst alsbald auf dem Fußboden zur Entspannung nach getaner Arbeit. Kurz vor Wintereinbruch war Johann mal wieder mit seinem Handwagen unterwegs, als ihm vor der Siedlung Weberkuhle die Postkutsche aus Bremen mit solcher Geschwindigkeit entgegenkam, dass Johann

ausweichen musste, vom Weg abkam und in den Graben fuhr. Ein Splint löste sich, beide Hinterräder hingen nur noch halb auf der Radnabe. Mit der Hilfe eines vorbeikommenden Bauernburschens war der Schaden aber schon bald behoben, doch Johann erreichte den Gutshof erst gegen Abend. Und was noch viel schlimmer war, seine Ilse war zum Hof ihrer Eltern gerufen worden, sie sollte ihrer Schwester bei der Geburt des ersten Kindes beistehen.

So befahl die Gutsherrin Eleonore von Schlemermeyer: „Vor der Abendandacht wird nicht mehr gearbeitet, der Johann, der schläft heute ausnahmsweise auf dem Gut. Und damit ihr nicht in Versuchung geratet, schläft er in der Kammer der Altmagd Minna!“ Mürrisch schlurfte Johann ins Schlafzimmer der alten Magd. Gerade hatte er auf seinem Strohlager die Augen geschlossen, da tönte es aus Minnas Bett: „Johann, mir ist kalt.“ Johann stand auf, ging durch das kalte Gutshaus in das Wäschezimmer, schnappte sich eine Decke und breitete sie über Minna aus. Kaum war Johann wieder im Reich der Träume, da hörte er schon wieder: „Johann, mir ist noch immer kalt.“ Johann holte eine zweite Decke, breitete sie über Minna aus und legte sich wieder schlafen. Kaum war er eingeschlafen, tönte es abermals: „Johann, mir ist ja so kalt.“ Doch dieses Mal blieb Johann liegen und sagte zur Altmagd: „Minna, ik häd dao ene Idee. Wi sind in juhe Kahmer von jedenen Kontakt afschnähen, keenener weid jemals gewahr wärn, wat sik hüte Nacht hier afspeelt.“ Er grinste schelmisch und fügte hinzu: „Wi künnt doch eenfach so doahn, als wörn wi verheirat!“ Die Altmagd hatte insgeheim darauf gewartet und hauchte: „Oh ja, das wäre schön!“ Daraufhin brüllte Johann von seinem Strohlager: „Dann staoh gefälligst up und haohl di diene schiet Däken sülmt!“

Eines Abends bekam Johann mit, dass die Offiziere zusammen mit anderen aus der Nienburger Garnison am nächsten Wochenende einen Reiterwettbewerb auf den ebenen, eben erst frisch umgepflügten Heideflächen austragen wollten. Als Johann seinen Freunden im Dorf davon erzählte, brach Hesterbergs Lutschen sofort in wütendes Gezeter aus: „De spinnt woll, düsse hergelopenen Up- und Davons! Wi laocht us doch nich von deh use Heide dahltrampeln! Dähnen wüdd wi ährn Spaß moahl gründlich verdarben. Wi heebt doch nich ümsüsst de Heide

umbraken! Wi dräpt us hüte Nahmdag upp'n Groten Heidewech. Bringt Schüffels, Hacken und Ammers mit"! In der Nacht führte Johann seine Freunde an den besagten Platz. Dort gruben sie hinter natürlichen Hindernissen drei tiefe Kuhlen aus, die sie anschließend mit Wasser aus dem Winterbach in richtige Moorkuhlen verwandelten. Als die Offiziere beim Wettbewerb ihre Pferde über diese Hindernisse jagten, stürzten Tier und Reiter in die Moorkuhlen. Den Offizieren war ihr Spaß vergangen und sie meldeten der Heeresführung: „Das Gelände in der Liebenauer Heide ist für Manöverzwecke nicht geeignet!“ Der Truppenübungsplatz wurde viele Jahrzehnte später für die Armee des Königreiches Hannover in Munster in der Lüneburger Heide angelegt. Ob Johann und seine Freunde dem Flecken Liebenau durch ihren Streich einen Gefallen getan haben, lässt sich heute allerdings nicht mehr beurteilen.

Nach erfolgreicher Beendigung des Vermessungsauftrags und des schönen Lagerlebens wurde das Lager aufgelöst und es ging zurück in die Garnison nach Nienburg. Dort verbreitete sich schnell das Gerücht, dass der Krieg gegen Russland unmittelbar bevorstehe. Johann machte sich so seine Gedanken: „Im Kriegsfall werden die jeden gebrauchen können, also auch mich!“ So fing Johann an, von einem Augenblick auf den anderen, mit dem Kopf zu wackeln und mit den Gliedern zu zucken. Der Stabsarzt untersuchte ihn und bescheinigte nach Übergabe von mehreren Würsten, Schinken und Branntweinflaschen: „Johann Knüppel leidet an den in der Landbevölkerung häufig vorkommenden Bewegungsstörungen. Der Tauglichkeitsgrad wird auf V herabgestuft!“ So überlebte Johann als einziger von den 15 eingezogenen jungen Männern aus Liebenau und Umgebung die Kriegsjahre. Er wurde 79 Jahre alt und auch das Hinken und Zucken hörte wie durch ein Wunder von selbst wieder auf!

## **Kleine Währungskunde**

1 Taler = 24 Groschen = 288 Pfennige,

1 Groschen = 12 Pfennige

Wochenlohn eines Gesellen: 2 Taler, 3 Groschen

Jahreseinkommen von Fabrikanten in Großstädten: 20.000 bis 40.000 Taler

Wochenkosten eines 5 Personenhaushaltes: 3 ½ Taler

3 ½ Pfund Fleisch: 12 Groschen, 3 Pfennig

3 Schwarzbrote: 10 Groschen, 6 Pfennig

1 ½ Pfund Butter: 9 Groschen

1 Pfund Kaffee: 5 Groschen

Drei Pfund Mehl: 3 Groschen 6 Pfennig

Milch: 2 Groschen, 6 Pfennig

Bier: 1 Groschen, 6 Pfennig

Seife: 2 Groschen

Die Arbeitszeit betrug in der Woche von montags bis einschließlich samstags im Sommer 11 Stunden und im Winter 8 Stunden.



DEPARTEMENT  
DES  
BOUCHES DU WESER

*Arrondissement de  
Nienbourg*

CANTON ET MAIRIE  
DE LIEBENAU



**Bescheinigung des Stabsarztes**

Bei dem Grenadier Johann Friedrich Wilhelm Knüppel, geboren am 21. April 1787 zu Liebenau, wurden schwere Gesundheitsstörungen festgestellt:

1. Gelenksveränderungen mit schweren Bewegungseinschränkungen im linken Bein.

2. Epilepsie, Myoklonie (Zuckungen in Kopf und Gliedern).

Eine Besserung des Gesundheitszustandes ist nicht zu erwarten.

Nicht kriegstauglich!

**Médecin en chef**

**Le Prof. Dr med.**

**Jean Baptiste**



## Auf nach Amerika!

„Heinrich, Anna, Post für euch aus Amerika!“, mit einem Brief in der Hand winkend, stürmte der Postbote Kannings Ernst durch die große Diele in die Küche der Tischler- und Stuhlmacherfamilie Krummdieck in der Straße „in Ore“ Nr. 53. Als Anna sich den Brief schnappen wollte, meinte Kanning nur: „Nun man nicht so schnell mit die jungen Pferde, ihr kommt noch früh genug nach Amerika. Freut euch, dass ihr einen Verwandten in Baltimore habt und dass es euch nicht so ergeht wie Vehrenkamps Fiddi aus Binnen!“ „Was ist dem denn passiert?“, wollte Heinrich wissen. „Der hat sich doch von einem Agenten einer Reederei aus Amerika übers Ohr hauen lassen. Fiddi hat bei dem eine Anzahlung von 50 Mark für die Überfahrt von Bremerhaven nach New York auf dem Dampfschiff „Shenandoah“ geleistet. Als er dann im Büro der Reederei ankam, musste er hören, dass die „Shenandoah“ schon vor einem halben Jahr gesunken war. Seine 50 Mark waren natürlich futsch, und er konnte noch von Glück sagen, dass die Reederei ihm einen freien Platz auf der „Columbia“ verkauft hat. So, hier ist der Brief, doch nun noch schnell einen Schnaps auf eine gute Überfahrt!“

„Siehst du, Bruderherz“, ich hatte mal wieder recht, dass wir dem aufdringlichen Werber letzten Monat kein Billett für die Überfahrt nach Amerika abgekauft haben, sondern einen Brief an unseren Verwandten in Baltimore geschrieben haben und ihn gebeten haben uns zu helfen. Sonst wäre es uns vielleicht auch so ergangen wie dem Vehrenkamp aus Binnen. Die Welt ist eben schlecht, gerade in schweren Zeiten wie diesen.“

Monate zuvor hatten die Krummdiecks gemeinsam hin und her überlegt, ob und wie sie ihrem Verwandten in Baltimore eine Nachricht mit der Bitte um Hilfe und über ihre ausweglosen Lebensumstände zukommen lassen wollten. Schließlich hatten sie all ihren Mut zusammengenommen und folgende Zeilen an den Vetter dritten Grades geschrieben. (siehe Heft 3, „Eine zünftige“ Versammlung):

Lieber Cousin Henry!

Wir sind Anna und Heinrich Krummdieck aus Liebenau in der Straße „in Ore“. Wir sind Ururgroßkinder von Johann Friedrich Krummdieck, dem Cousin deines Urgroßvaters. Bitte hilf uns, wir wissen keinen anderen Ausweg mehr. In der Stuhlmacherwerkstatt bekommen wir nur noch Reparaturaufträge, seitdem die Fabriken im Ammerland die Stühle viel billiger herstellen, und wir uns die fabrikmäßige Herstellung von Rohrstühlen nicht leisten können. Die Regierung hat den Gemeindeanger an der Aue an alle Bürger aufgeteilt. Doch wir haben nur zwei Hektar bekommen, weil wir ja noch ein Handwerk betreiben. Von den zwei Hektar und dem kleinen Gartenstück im Moore können wir weder uns noch unsere Tiere ernähren. Wir haben zwar vier weitere Ackerflächen in der Heide bekommen, doch die müssen erst noch umgebrochen werden, und der Heideboden gibt nicht viel her. Vater, Mutter und wir Kinder schufteten von morgens bis spät abends, doch am Monatsende ist so gut wie kein Bargeld mehr vorhanden. Das Geld reicht nicht einmal für die notwendigsten Anschaffungen, an eine Instandhaltung unseres Hauses und der Werkstatt ist gar nicht zu denken. Und nun hat unser König auch noch einen Krieg mit den Preußen angefangen und natürlich verloren. Wir sind jetzt eine Provinz des Königsreichs Preußen und die pressen uns durch hohe Steuern und andere Abgaben wie zu Zeiten der Leibeigenschaft aus! Man munkelt sogar, dass der Preußenkönig einen Krieg gegen Frankreich plant! Unser ältester Bruder Wilhelm soll die Tischlerei und die kleine Landwirtschaft erben. Es wird ihm aber leider nicht möglich sein, auch seine Geschwister mit zu ernähren. Deshalb möchten Heinrich und ich nach Amerika auswandern. Lieber Vetter, hilf uns bitte dabei!

Deine Cousine und Dein Cousin  
Anna und Heinrich

Anna riss den Brief vorsichtig auf. Da purzelten auch schon zwei 50 Dollarscheine aus dem Umschlag. Dann las sie der Familie vor, was der Verwandte aus Amerika geschrieben hatte:

## KRUMMDYKE (OVERSEAS) LIMITED



*furniture-making business*

*13 South Liberty Street*

*Baltimore MD 21723-9606*

Liebe Anna, lieber Heinrich!

Natürlich werde ich Euch dabei helfen nach Amerika auszuwandern. In solch schwierigen Zeiten müssen doch Verwandte ganz besonders zusammenhalten. Ich würde mich freuen, endlich auch hier in Amerika deutsche Verwandte um mich zu haben.

Ich habe im Büro des „J. Haesloop & Co‘s“ in Bremerhaven zwei Billetts für die 2. Klasse hinterlegt, und für jeden von Euch noch 25 Dollar. Ich weiß nur, dass ihr ohne diese Dollars nicht in die U.S.A. reingelassen werdet. Ihr solltet Euch aber trotzdem noch bei dem Agenten Rübenack in Nienburg nach den Einreisevorschriften für Nordamerika erkundigen. Der Personen- und Postdampfer „Berlin“ läuft von Bremerhaven am 1. Oktober aus. Nach Bremerhaven kommt ihr am besten mit dem Zug von Nienburg. Der Zug fährt bis zum Auswanderungskai. Ihr solltet so ungefähr zwei Stunden vor der Abfahrt des Schiffes um drei Uhr im Büro der Reederei sein. Als Passagiere der 2. Klasse dürft ihr in einer Kajüte reisen und könnt so die Quälerei des Zwischendecks vermeiden. Aber ihr müsst euch auf dem Rathaus von Liebenau einen Auswandererpass besorgen und euch dort auch abmelden.

Die „Berlin“ braucht bei gutem Wetter für die Reise ungefähr zwei Wochen. Wenn ihr im Hafen von Baltimore angekommen seid, begeben sich Euch sofort zum dortigen Büro des „J. Haesloop“. Ich hole Euch dort mit meiner Kutsche ab und bringe Euch in mein Haus. Nachdem ihr Euch von den Anstrengungen der Überfahrt erholt habt, kann Heinrich als Vorarbeiter in meiner Rohrstuhlfabrik anfangen. Und Du, Anna, kannst meiner Frau im Haushalt helfen und mit unsere deutsche Sprache pflegen? Viele Grüße an Euren Bruder, und an Eure Eltern und Großeltern. Betet dafür, dass wir uns in ein paar Wochen in Baltimore gesund wiedersehen.

Alles Liebe,

Euer Vetter


Henry Krummdyke.

„Mir wär’s lieber, wenn wenigstens Heinrich hierbleiben würde und mir in der Werkstatt zur Hand gehen würde“, meinte da Wilhelm, der Erstgeborene, „außerdem sind mehrere der neuen Dampfsegler untergegangen, viele Auswanderer sind an Seuchen, vergammelter Nahrung und an der Seekrankheit gestorben. Indianer haben die Siedler überfallen oder Gauner haben sie ausgeraubt. So eine Auswanderung ist viel zu gefährlich. Also, bleibt lieber hier. Wir schaffen das schon!“

„Wilhelm, wir reisen doch 2. Klasse in einer eigenen Kajüte. Da wird jeden Tag aufs beste für uns gesorgt. Die beiden Wehrenbergs Brüder, Wilhelm und Friedrich haben die Seereise doch auch gut überstanden, obwohl sie nur Zwischendeck gebucht hatten. In Amerika haben sie sofort eine gut bezahlte Arbeit als Schlosser bekommen. Sie können sogar ihrer Familie jeden Monat ein paar Dollars von ihrem Lohn zukommen lassen. Nee, wi föhrt naoh Amerikoa!“

Heinrichs und Annas Schiffsfahrkarte  
für die II. Klasse:

**J. HAESLOOP & CO'S**  
GENERAL

Passage  Agency,

OF  
**BREMEN PACKET SHIPS,**  
No. 85 West Street, New York.

No. / 2379 September 11th, 1868

[NOT TRANSFERABLE.]

Bearer Heinrich & Anna Krummdieck have paid twenty Gold Dollars for passage, including provisions of 2 Adults in the Second Cabin of the Packet Ship "Berlin" to sail from Bremerhaven to Baltimore the 1st of October, provided no unforeseen hindrances occur.

This certificate is only good for the persons herein described. It can neither be transferred nor sold to another person. The paid passage money will not be refunded if the owner should not depart, or by his neglect miss the ship.

Passengers of the Second Cabin and Deck passengers have to furnish their own bedding and eating utensils. For the accommodation of passengers the necessary ship-steward can be had at the office of the subscriber. Board provided for the same day the ship is advertised to sail.



Passagierschiff „Rhein“, Schwesterschiff der „Berlin“

© Wikimedia Commons

## Passagierschiff „Berlin“ (I) von 1868

- Als Berlin von 1868 bis 1894 gefahren.
- Dampfschiff unter der [Flagge](#) von [Preußen](#). Das Schiff wurde 1868 auf der [Werft](#) Caird & Co in [Greenock](#) für den [Norddeutschen Lloyd](#) in [Bremen](#) unter 50%iger Kostenbeteiligung der Eisenbahngesellschaft [Baltimore & Ohio Railroad \(USA\)](#) bebaut. 1882 erfolgte durch den Einbau neuer Dampfkessel und einer [Verbundmaschine](#) eine Verbesserung der Antriebsleistung.
- Das Schiff wurde 1894 nach [Italien](#) verkauft.
- Vermessung: 2333 [BRT](#) / 1588 [NRT](#)
- Länge: 86,90 m
- Breite: 11,90 m
- Antrieb: Niederdruckdampfmaschine mit 1000 [PS](#) (746 [kW](#))
- Geschwindigkeit: 10 [Knoten](#) (18,5 km/h)
- Besatzung: 60 Mann
- Passagiere: 84 Personen in der 1. Klasse und 600 Personen in Zwischendeck

**Dampfschiff „Smidt“**  
I. Classe  
von **Bremen** nach **Newyork**  
fährt am **1. September 1869**.  
Passagepreise: I. Cabüte 90 Thlr., II. Cabüte 60 Thlr., Zwischendeck 45 Thlr.  
Koncort incl. vollständiger Verköstigung. Kinder unter 10 Jahren die Hälfte.  
Sänglinge 3 Thlr. — Ueberfahrts-Bedingungen und sonstige Auskunft direct durch  
**G. Lange & Co. in Bremen,**  
da die hiesigen Schiffs-Expeditoren, so wie deren Agenten im Inlande contractlich  
gebunden sind, nur für den Nordd. Lloyd Passagiere annehmen.  
Dann folgende Expedition am **Anfang November 1869.**

Bei der Überfahrt nach Baltimore am 1. Oktober 1868 waren nur 335 Passagiere an Bord.

## Überfahrt in das Land, wo Milch und Honig fließen

Ich hatte gerade mit der Schur des dritten Schafes in der Scheune neben dem Schafstall des Gutes Eickhof begonnen, als von draußen jemand rief: „Johann, wo stickst du?“ „Hier, achtern inne Schüne. Biem Schapeschern!“ „Laot Arbeit und Schap liggen, du schasst sofort nah’n Börgermeester koamen, he hett watt för die to daohn!“, meinte der Bürgerdiener Seeboden Willi. „Kann ik nich noch jüst...?“ „Nee, kannste nicht. Wiegmann hätt sächt: „So bumms! Dat is ganz iehlig!“

So stellte ich das Schaf auf die Beine, gab ihm noch einen kräftigen Tritt und halb geschoren rannte es laut blökend zu seinen Kameraden in den Stall.

Bürgermeister Wiegmann erwartete mich schon in seiner Amtsstube. „Du, Johann Wehrenberg, du hast bestimmt schon gehört, dass Dunekackens Carl wieder im Gefängnis in der Alten Wache sitzt. Die Gendarmen haben ihn nun schon zum dritten Mal betrunken und

gewalttätig bei aufrührerischen Reden gegen unseren König Georg festgenommen. Er hat ein halbes Jahr Gefängnis wegen Landesverrat und Aufwiegelung bekommen, dieses verkommene Subjekt! Das halbe Jahr soll er in unserem Gefängnis absitzen und unsere Gemeinde muss für seine Bewachung und Beköstigung aufkommen. Der Gemeinderat hat gestern beschlossen, den aufrührerischen Kerl nach Amerika abzuschieben. Und du, Johann, sollst ihn zum Schiff nach Bremerhaven bringen! Ich habe heute Morgen

| Auswanderungs-Pass  |                        |
|---|------------------------|
| Königreich  | Hannover               |
| Landdrostel<br>Hannover   | Amt<br>Nienburg        |
| Alle in- und auswärtige Civil- und Militär-Behörden werden ersucht den unbescholtenen Bürger        |                        |
| Carl Dunekacke  |                        |
| geboren am:   | 26.12.1824             |
| wohnhaft in:  | Liebenau               |
| welcher über:   | Bremerhaven            |
| nach Nordamerika (NewYork)  |                        |
| reist, und am 15.8.1855 das Königreich Hannover verläßt, frei und ungehindert zu dem Bestimmungsort |                        |
| New-York gelangen zu lassen.  |                        |
| Gefertigt zu  | Liebenau den 25.7.1855 |
| Königlich Hannoverscher Oberamtmann   |                        |
| Oelrich   |                        |

schnell noch die Papiere fertig gemacht: Den Auswanderpass, die Abmeldung vom Amt, das Bürgerzeugnis und eine Bescheinigung von der Lehrerin Pufahl, dass Dunekacke vier Jahre zur Schule gegangen ist und lesen und rechnen kann. Du holst heute noch den Planwagen mit den zwei Mulis vom Gut ab. Morgen früh geht die Reise los. Ihr müsst in sieben Tagen in Bremerhaven sein, das Segelschiff „Bremen“ legt nächsten Montag ab. Hier sind noch die 28 Taler für die Überfahrt und eine Anzahlung auf deinen Lohn. Den Rest bekommst du, wenn du wieder hier bist. Ich habe dir alle Papiere in diese wasserdichte Mappe gepackt. Für Wegzehung gibt's noch 20 Groschen obendrauf, und meine Frau hat dir einen kleinen Korb mit Verpflegung fertig gemacht. Und pass auf, der Dunekacke ist ein hinterhältiger Geselle. Du, Johann Friedrich Gottlieb Wehrenberg, bist ein anständiger Bürger unseres Fleckens. Dir vertrau ich, aber sieh zu, dass du ihn gut aufs Schiff bringst!“ Am nächsten Morgen holte ich Dunekacke von der Alten Wache ab, fesselte ihn mit einem Hanfseil an einem Pfosten des Planwagens und los ging die Reise.

In den ersten drei Tagen übernachteten wir im Planwagen in der Nähe von kleinen Bächen. Am vierten Tag erreichten wir mit Einbruch der Dunkelheit den Innenhof eines Gasthauses kurz hinter Bremen. „Ich hole uns noch schnell etwas zu kauen und zu trinken, mach keinen Unsinn, ich bin gleich wieder da“, ermahnte ich meinen Mitreisenden. Als ich nach ein paar Schnäpsen gegen den Staub des Tages zurückkam, war von Dunekacke nichts mehr zu sehen. Er hatte den Pfosten aus der Verankerung gerissen und war geflüchtet. Ihn in der Dunkelheit zu verfolgen, war schier unmöglich. Was sollte ich bloß tun? Erst mal eine Nacht darüber schlafen, vielleicht ist Dunekacke dann schon wieder da. Wenn nicht, morgen fällt mir bestimmt etwas ein!“, redete ich mir ein. Doch am nächsten Tag war Dunekacke natürlich nicht freiwillig zurückgekommen. Deshalb überlegte ich mir folgenden Plan: „Ich wollte als Carl Dunekacke nach Amerika reisen. Seine Ausreisepapiere hatte ich ja noch in der Mappe und mit etwas Glück würde mir der Wechsel der Person schon gelingen! Eine solch gute Gelegenheit nach Amerika zu kommen würde sich so schnell nicht wieder bieten. Die Überfahrt hätte mich sonst einen ganzen Jahreslohn gekostet. Außerdem würde mich in



Liebenau keiner vermissen, ich bin ja noch jung, nicht verheiratet und verstehe mich mit der zweiten Frau meines Vaters überhaupt nicht.“

Im Hafengebiet traf ich auf eine bunte Horde von Emigranten, die an ihren Trachten erkennbar aus allen möglichen Gebieten unseres Landes kamen. Sofort stürzte sich ein Haufen von Maklern und Gastwirten auf sie, packte sie am Arm und schwatzte ihnen dies oder jenes Haus mit lockendem Namen als Absteigequartier auf. Doch ich übernachtete lieber in meinem Planwagen.

Tags darauf verhökerte ich den Planwagen mit den zwei Mulis auf dem Viehmarkt in Bremerhaven, kaufte in einem Geschäft einen Seesack und die nötigen Utensilien wie Koch- und Essgeschirr, Bettzeug, Ersatzkleidung, Wasch- und Rasierzeug. Als ich mir Verpflegung für die Überfahrt kaufen wollte, sprach mich plötzlich jemand von hinten an: „Du, als Brot würd ich das harte Seemannsbrot nehmen und dazu noch einige Dauerwürste und das doppelt gesalzene Pökelfleisch. Das macht mehr satt und hält sich länger. Und denk an eine große Flasche Rum, die hilft über so manche Enttäuschung hinweg!“ „Wer bist du denn?“, wollte ich wissen. „Ich bin der Ernst Lesch aus Großrinderfeld im Badischen. Ich warte nun schon seit drei Wochen auf eine Überfahrt nach Amerika. Vorgestern habe ich endlich einen Bürgen gefunden, der mir die 30 Dollar für die Reise stundet. Und lass dich bloß nicht mit den Halunken ein, die dir eine Fahrkarte nach New York andrehen wollen, das sind alles nur Betrüger. Du solltest dich in die Auswanderungshalle am Kaiende begeben. Dort findest du das Büro der Reederei Wädja & Co. Sie haben



Vollschiff „Bremen“  
Baujahr: 1843 in  
Bremerhaven  
Verwendungszweck:  
Walfang, später Fracht und  
Passagiertransport  
Länge: 62,51 Meter  
Breite: 9,26 Meter  
Tagfähigkeit: 850 Tonnen  
Baumwolle, 350 Tonnen  
Tabak  
Passagiere: 265, Besatzung:  
40

noch Schiffskarten 3. Klasse für das Vollschiiff „Bremen“. Ich weiß, wovon ich rede, ich mache die Fahrt nach Amerika schon zum zweiten Male. Auch dir, viel Glück in Amerika!“  
„Danke für die Ratschläge, Ernst.“

Mit dem vollen Seesack auf dem Rücken machte ich mich zu Fuß auf den Weg zum Auswanderungskai, und kaufte eine der letzten drei Karten nach New York für 28 Taler.

In der Auswanderungshalle musste ich noch einen weiteren Tag auf die Abfahrt meines Schiffes warten.

Bremische Beamte überprüften, ob jeder im Besitz eines gültigen Passes war, nicht auf irgendwelchen Fahndungslisten stand oder vor dem Wehrdienst geflohen war. Kurz vor der Einschiffung erfolgte noch ein abschließender Gesundheitstest, der entschied, wer die Reise antreten durfte. Nur Gesunde durften ins „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ einreisen.

Dann ging's endlich an Bord des Segelschiffes. Der Quartiermeister führte mich durch eine Luke zum Aufenthaltsort meiner nächsten sechs Wochen: dem Zwischendeck. Von dort schlug mir ein irgendwie bekannter, beißender Geruch entgegen. „Das ist der Gestank von Tabak, Baumwolle, Tran oder Petroleum von unserer Fracht der letzten Rückfahrten nach Deutschland“, klärte mich der Offizier auf. Für den Auswanderertransport hatte man auf der „Bremen“ im Laderaum ein 1,70 Meter hohes, fensterloses Zwischendeck eingebaut. Für die Größe und Einrichtung des Zwischendecks gab es genaue Vorschriften:

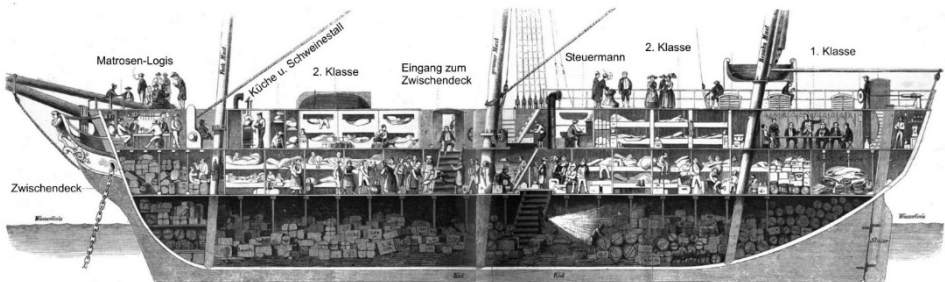
Es musste nach einer bremischen Verordnung von 1849 mindestens 8 Bremer Fuß (2,3 Meter) hoch sein, eine Schlafkoje sollte mindestens 6 Fuß (1,7 Meter) lang und für jede Person 2 Fuß (0,6 Meter) breit sein. Ab einer Zahl von 125 Passagieren mussten mindestens 4 Aborte vorhanden sein.

„So, hier ist deine Koje und eine Ablage für dein Gepäck“, sagte der Quartiermeister. „Aber da liegt ja schon jemand drin“, antwortete ich. „Muck ja nicht auf“, drohte der Offizier, „unser Käpten Wessel hat angeordnet, dass wegen der billigen Überfahrt zwei Kojen für jeweils

vier Auswanderer übereinander angebracht werden. Also, füge dich oder verschwinde von dem Schiff!“

„Ach, du schon wieder“, lachte mein zukünftiger Beischläfer, „wenn das kein gutes Zeichen für eine bessere Zukunft ist! Was bist du eigentlich von Beruf?“ „Schuster“, antwortete ich, ebenfalls grinsend. „Das glaub, wer will, nur ich nicht. Ein Schuster würde niemals ohne sein Werkzeug auf Wanderschaft gehen, und bei dir sehe ich nichts. Aber vielleicht kannst du mir folgendes Rätsel beantworten: Wer macht einen Purzelbaum rückwärts?“ „Weiß ich doch nicht!“ „Ein Artist in einem Zirkus, natürlich. Und wer macht zwei Purzelbäume rückwärts?“ „Weiß ich auch nicht.“ „Natürlich ein Schuster, der sich mit dem Hammer auf den Sack gehauen hat!“ Na, das könnte ja heiter werden: Ein Hochstapler aus dem Hannoverschen, der sich einen falschen Namen zugelegt hatte und ein fleißiger, gewissenhafter Badener.

Gleich in der ersten Nacht wurde ich von einem lauten Schmerzensschrei meines Bettgenossen aus dem Schlaf gerissen. Er schlug wie wild mit seiner Wolljacke um sich rum. Ich sah gerade noch wie eine fette Ratte von unserer Koje sprang und in einem Loch zum Laderaum verschwand. „Das verfluchte Biest hat mich in den Fuß gebissen!“, stöhnte Ernst. Da kam auch schon der Steuermann mit einer Medizinkiste unter dem Arm angerannt. „Hier habt ihr Verbandszeug, die Ratte hat ein ganz schön großes Loch in den Zeh gebissen. Lang mal in die Kiste und bete zu Gott, dass du das richtige Mittel gegen eine Entzündung der Wunde erwischt.“ Ich angelte eine Flasche mit einer trüben, rot-braunen Tinktur aus der Kiste und schmierte eine gehörige Portion auf die Wunde. Dann verband ich den Fuß. Ich muss wohl die richtige Medizin erwischt haben, denn die Wunde an Ernstes Fuß war schon nach wenigen Tagen verheilt. Ab sofort blieb jeder von uns nachts für zwei Stunden wach, denn außer



Ein Auswanderer-Segelschiff (1855)

Ratten, Mäusen und anderen mit der Fracht an Bord gelangtem Ungeziefer wie Giftspinnen und Skorpionen war natürlich auch viel menschliches Ungeziefer auf dem Schiff. Immer bereit jemanden für die kleinste Summe zu bestehlen oder sogar umzubringen.

Unsere Tage auf der Überfahrt verbrachten wir mit Gesprächen über das, was uns in Amerika erwarten würde, mit Auswanderern, die bereits in Amerika gewesen waren und sich nun zum zweiten oder sogar zum dritten Male auf die gefährliche Reise einließen. Diese Amerika erfahrenen Leute warnten mich davor,

zu glauben, dass in der neuen Heimat nur Milch und Honig fließen würden. Man müsse sich schon mächtig anstrengen und besonders in den ersten Jahren viel erdulden können, denn auch in Amerika fliegen einem nicht die gebratenen Tauben in den Mund.

Wenn es mich in den Fingern juckte, ein Spielchen um Geld mit anderen zu wagen, hielt mich Ernst davon ab, kramte seine mitgebrachte Fibel „Englisch für Auswanderer“ hervor und wir übten stundenlang Vokabeln, Grammatik und kurze Alltagsdialoge.

Die schlechte Durchlüftung, denn nur durch ein kleines Rohr gelangte Frischluft in unser Zwischendeck, Platzmangel, Nässe und die Folgen der Seekrankheit machen uns sehr zu schaffen. An Deck durften wir nur begrenzt, bei Sturm gar nicht. Die Ausdünstungen von Schweiß, Urin, Kot und nicht entsorgten Essensresten von den auf engstem Raum zusammengepferchten Menschen riefen bei vielen Krankheiten hervor, von denen besonders das Schiffsfieber, eine Art von Typhus, häufig entsetzliche Verheerungen anrichtete. Besonders die Kinder litten sehr darunter. Es verging kein Tag, an dem nicht ein, zwei, manchmal sogar drei Tote über Bord geworfen wurden. Und es wurde alles noch viel



Im Zwischendeck des Auswandererschiffs  
© Illustration B. Woltze, 1877

schlimmer, als eine Familie beim Essenmachen ein Feuer im hinteren Teil des Decks ausgelöste. Zwar hatten die darin geübten Matrosen das Feuer rasch gelöscht, doch als Folge befahl Käpten Wessel, dass niemand mehr selbst kochen durfte. Alle Lebensmittel sollten zum Schiffskoch gebracht werden, der von nun an die Beköstigung übernahm.

Die ungewohnten Speisen aus aller Herren Länder riefen bei vielen Menschen Übelkeit, Durchfall und Erbrechen hervor. Morgens gab es Kaffee, es war aber nur das abgesottene Wasser mit etwas Ersatzkaffee verdünnt, von dem Kaffee, den die Matrosen bei der Nachtwache getrunken hatten. Mittags gab's die Woche zweimal Erbsen, zweimal Reis, einmal Vizebohnen, einmal saures Kraut, einmal Gerste oder Graupen mit Zwetschgen. Auf der Suppe schwammen oben nicht bestimmbare Tierchen herum, und das Fleisch war so schimmelig, dass man es nur über Bord werfen konnte. Manchmal gab's schwarzen Zwieback, wenn man den allerdings leicht klopfte, krochen weiße Würmer hervor.

„Wenn das so weitergeht, kommen nur wenige von uns in Amerika an. Wir müssen was unternehmen. Ich schlage vor, einige von uns gehen zum Käpten und tragen ihm unsere Beschwerden vor“, meinte Ernst. Doch der schnauzte uns nur an: „Was erlaubt ihr euch, ihr hergelaufenes Pack! Sofort zurück unter Deck, ihr belästigt meine Passagiere der I. und II. Klasse. Wenn es euch auf meinem Schiff nicht passt, dann schwimmt doch nach Amerika!“

„Das hab ich dir ja gleich gesagt, dass der Wessel sich auf nichts einlassen wird. Hier ist mein Plan: Wir schnappen ihn uns auf seinem nächtlichen Kontrollgang, ziehen ihm einen stinkenden Transack über den Kopf, binden ihn für den Rest der Nacht hinten in einer Koje fest und stopfen ihm vergammeltes Pökelfleisch und faules Wasser in sein Schandmaul. Dann kann er am eigenen Leibe erfahren unter welchen unmenschlichen Bedingungen wir hier unten hausen müssen!“, schlug ich den anderen vor.

„Dein Plan spricht mir aus der Seele, die Idee ist gut, aber leider nicht durchführbar“, klärte mich ein älterer Mann auf. „Das wäre Meuterei,

und darauf steht auf See die Todesstrafe. Also vergesst den Plan und helft euch besser gegenseitig beim Überleben!“

Und weil es der Zufall so wollte, kam in Nacht ein tosender Sturm auf, der unser Segelschiff wie eine Nusschale auf den Wellen tanzen ließ. Regen drang durch die Ritzen in der Decke, so dass wir in unseren Betten pitschenass wurden. Die Kisten mit den wenigen Habseligkeiten flogen hin und her, obwohl sie mit Holzpflöcken festgenagelt waren. Die Seekrankheit schlug wieder erbarmungslos zu. Viele Passagiere fingen nun an, auf das rückhaltloseste sich allen Essens, das sie im Leibe hatten, zu entledigen. Ein alter Mann schaffte es nicht mehr bis zu den bereitstehenden Eimern, sondern erbrach sich in hohem Bogen über ängstlich in einer Ecke kauender und sich gegenseitig festhaltender Menschen. Es kam zwar immer wieder zu Streitigkeiten, Schlägereien



Auswandererschiff "Samuel Hop"

© commons.wikimedia.org

und Diebstählen unter den Passagieren, aber das war bei einer solch zusammengewürfelten Meute von Menschen unterschiedlicher Herkunft fast normal.

An den Wochenenden durften wir für eine zusätzliche Stunde aufs Oberdeck. Ich benutzte diese Zeit um mich und meine Unterwäsche

gründlich zu waschen. Als ich mich gerade rasieren wollte, kam Ernst die Treppe zum Zwischendeck heraufgestürmt. „Johann, komm schnell. Unten ist eine wüste Prügelei im Gange. Die Böhmischen sind mit denen aus dem Hunsrück aneinander geraten. Das musst du sehen!“

Meine Augen hatten sich noch nicht an das Halbdunkel des Zwischendecks gewöhnt, da peitschte ein lauter Schuss auf. Hinter uns rannte eine handvoll Matrosen in den vorderen Teil des Zwischendecks. Zwei von ihnen warfen sich auf einen Mann, der eine noch rauchende Pistole in der Hand hielt, entwaffneten ihn und banden seine Hände auf dem Rücken zusammen. Sie packten ihn und schleiften ihn die Treppe zum Oberdeck hoch. Die restlichen Matrosen standen mit schussbereiten

Gewehren auf den Treppenstufen und hielten die Meute in Schach, die Anstalt machte, den Gefangenen zu befreien. „Einen Schritt weiter, und ihr landet alle in der Hölle, dann ist der Traum von Amerika ausgeträumt. Euren Kumpel erwartet dort ein faires Gerichtsverfahren. Bis dahin bleibt er im Schiffsgefängnis! Auseinander, und zurück in eure Kojen!“

Wie wir später erfuhren, waren sich eine böhmische und eine Familie aus dem Hunsrück bei einem Kartenspiel in die Haare geraten. Einer hatte jemanden beim „Kümmelblättchen“ des falschen Spiels bezichtigt, worauf dieser seinen Gegenspieler als „Sohn einer läufigen Hündin“ betitelt hatte. Der hatte nicht lange gefackelt, sein Terzerol (dreiläufige Pistole) gezogen und die Beleidigung mit einem gezielten Schuss zwischen die Augen vergolten.

So erreichten wir am 27. September, nach 42 Tagen auf See, endlich den Hafen New Yorks an der Südspitze von Manhattan. Doch bevor wir das Schiff verlassen durften, kamen Zoll- und Sanitätsbeamte an Bord und untersuchten uns und unser Gepäck. Wenn keine Seuche wie die Cholera oder die Pest unter den Auswanderern war, durften wir an Land. Dort wurde jede Person mit ihrem Namen, ihrem Alter und ihrem Beruf in eine Liste eingetragen. Man wollte auch von uns wissen, ob wir in New York bleiben oder weiterreisen wollten. Im letzteren Fall gab man uns Adressen, wo man günstige Fahrkarten für Flussschiffe oder Eisenbahnen kaufen konnte. „Nehmt euch bloß vor den Seelenverkäufern in Acht. Sie handeln mit Menschen wie mit Fleisch, und ehe ihr euch verseht, habt ihr einen Vertrag unterschrieben, der eure Seelen in den amerikanischen Süden treibt. Dort werden noch immer Sklaven für die Feldarbeit gebraucht!“, gab man uns wohlmeinend mit auf den Weg in die Stadt.

Doch Ernst und ich suchten zunächst den Bürgen auf, der für Ernst die Überfahrt bezahlt hatte. Wir durften für ein paar Dollar die nächsten drei Tage bei ihm wohnen, und Ernst bekam von dem gutmütigen Mann sogar die Erlaubnis, seine Schulden noch um ein weiteres Jahr zu verlängern. Dank dieser großzügigen Geste konnten Ernie und ich noch viele verschiedene, uns aber nicht zusagende Tätigkeiten ausprobieren, doch es dauerte noch zwei weitere Jahre bis unser Traum von einer eigenen Ranch im Graceland Valley im Monroe County in Montana endlich wahr wurde.

## Die Liebenauer Dampf-Kornbranntwein-Brennerei

„Du, Atschen, deine Mudder hat mir gesagt, dass du heute noch zu deinem Schwager nach Stolzenau fahren willst und ihm mit ein paar Sack Roggen aushelfen willst. Kannst du mich nicht mitnehmen, ich habe meine Schwester Guste schon so lange nicht mehr gesehen, und nun hat sie ein Mädchen bekommen. Ich soll Patentante werden. Bitte, Atschen.“  
„Dann moak die risch, Drette, inne Stünne geht los!“

Atschen hievte noch schnell die letzten Säcke auf den Wagen, lieh sich von Bauer Hentschel ein zweites Pferd und los ging die Fahrt nach Stolzenau. Sein Schwager und er machten öfter solche Aushilfsgeschäfte. Beiden Brennereien ging es bereits seit mehreren Jahren nicht sehr gut, da musste man besonders in der Verwandtschaft einander so gut es ging helfen. Die größeren Korn- und Kartoffelbrennereien im Norden des Landes hatten die Preise immer weiter nach unten gedrückt und nun erhoben die Preußen auch noch eine Maischbottichsteuer, und der Zoll führte immer strengere Kontrollen durch, was Qualität, Menge und Reinheit des Hochprozentigen betraf.

Doch weshalb sollte man sich mit einem hübschen, jungen Mädchen auf dem Kutschbock an seiner Seite solch trübe Gedanken machen? Da riss ihn auch schon Dorothea (Drette) aus seinen Grübeleien: „Atschen, schau mal nach oben. Ich glaube da kommt ein Schauer auf!“ Der Wind frischte auf und aus den Wolken stürzte ein richtiger Platzregen auf die beiden herab. Noch bevor Atschen den Ackerwagen an den Straßenrand lenkte, und sie zum Schutz unter die Plane über den Roggensäcken kriechen konnten, waren beide pitschenass. Drette bibberte am ganzen Körper, ihre Zähne klapperten aufeinander. Da nahm Atschen sie fürsorglich in seine Arme, drückte sie wärmend an sich und rieb ihren nassen Kittel mit seinem Hemdsärmeln trocken. Doch auch bei Atschen begann nun etwas zu zittern. Dem Bibbern und dem Zittern setzte man schnell geeignete Übungen entgegen, und so erreichten sie gut gelaunt und mit einem wissenden Lachen in den Augen die Brennerei des Schwagers.

„Wie gehen die Geschäfte?“, begrüßte ihn sein Schwager auf dem Hof der Brennerei G. F. Kleinschmidt. „Schlecht wäre noch geprahlt“,



erwiderte Atschen, „von den sechs Kornbrennereien bei uns sind im letzten Halbjahr vier eingegangen, nur noch unsere und die von Arkenbergs Walter sind übriggeblieben. Wenn doch nur jemand einmal einen zündenden Einfall hätte, damit wir nebenerwerblichen Brenner mit den fabrikmäßigen mithalten könnten. Dann würden wir es denen schon zeigen!“

Da fiel Atschens Blick auf ein verrostetes Ungetüm ganz hinten im Lagerschuppen. „Was hast du dir denn da andrehen lassen?“, wollte er wissen. „Das ist angeblich ein Zylinderkessel, der zu einer Dampfmaschine gehört. Du weißt schon, diese neumodischen Maschinen, die bereits Eisenbahnen und Schiffe und Dampfplüge antreiben. Kröger Eberhard aus Landesbergen hat ihn mir als Sicherheit für eine offene Branntweinelieferung dagelassen. Wenn du den Kessel haben willst, nimm ihn mit nach Liebenau. Vielleicht kannst du ja damit etwas anfangen. Betrachte ihn als Bezahlung für die Roggenlieferung.“



Dampfmaschine © creativecommons.org



Atschen war zwar nicht ganz einverstanden mit dieser Art der Bezahlung, aber ihm spukten bereits die abenteuerlichsten Gedanken in seinem Kopf herum. Und so ging's mit dem Kessel und natürlich auch mit Drette zurück nach Liebenau. Doch leider gab's auf dem

Rückweg kein Regenschauer. Nachdem Atschen den Dampfkessel abgeladen hatte, machte er sich sofort auf den Weg zu Müllers Fritz. Der war schon seit vielen Jahren sein engster Freund. Fritz redete ihn auch nicht mit seinem Spitznamen „Atschen“, sondern nannte ihn bei seinem richtigen Namen „Alfred“. Er hatte an der Königlich - Staatlichen Bau- gewerkschule in Nienburg Bautechnik für Hoch- und Tiefbau studiert und arbeitete nun als selbstständiger Bautechniker und Architekt in einem Büro im Haus seines Vaters, dem Klempnermeister Heinrich Müller. Schon als Kind hatte Alfred es vorgezogen, seinem Freund bei dessen Arbeit zuzuschauen. Während die anderen Kinder im Sündern

Schlitten fuhren, beschäftigte sich Alfred im warmen Zimmer viel lieber mit Papier, Bleistiften, Zirkeln und anderen Zeichengeräten.

„Na, Alfred, was treibt dich noch so spät hier her?“, wollte Fritz wissen.

„Du, Fritz, ich habe von meinem Schwager aus Stolzenau einen Dampfkessel mitgebracht, der zu einer Dampfmaschine gehört. Kennst du dich mit diesen neuen Maschinen etwas aus, und kannst du mir erklären, wie die funktionieren und ob man sie auch zur Herstellung von Branntwein benutzen kann?“

„Natürlich könnte ich das, ich habe mich im letzten Jahr meines Studiums sogar viel damit beschäftigt. Du solltest dich aber auch auf deinen Hosenboden setzen, und versuchen, dir alles Wissen zu dem Aufbau und der Arbeitsweise einer Dampfmaschine anzueignen. Wenn du etwas nicht verstehst, kannst du mich natürlich fragen. Das Branntweimbrennen hast du ja bei deinem Vater von der Pike auf gelernt. Ob man das Wunderwerk auch zur Branntweinherstellung einsetzen kann, glaube ich schon. Aber das besprechen wir ein andermal.“

### **Verkaufs-Anzeige**

Am Montag, dem 20. April 1868, morgens 10 Uhr, wird der Unterzeichnete die nachstehenden Gerätschaften, welche zu der Dampfbranntweimbrennerei des weil. Kaufmanns Heinrich Keitel zu Nienburg, Provinz Hannover, gehören, öffentlich meistbietend gegen baare Bezahlung auf dem Keitel'schen Hofe verkaufen, als:

- 1) einen Dampfkessel von Schmiedeeisen,
- 2) eine complete Dampfmaschine von 6 Pferdekraft, incl. Dampf- und Speiserohre von und zum Kessel,
- 3) eine kupferne Blase und Wärmer,
- 4) ein kupfernes Kühlfaß mit Schlange,
- 5) ein kupfernes Speisefaß,
- 6) einen kupfernen Kühler,
- 7) eine große Partie kupferner Rohre als: Abfallrohre, Abflußrohre, Maischrohre, Saugrohre, Steigerohre, Dampf- und Wasserrohre mit Hähnen und Ventilen,
- 8) einen kupfernen Maischkühler,
- 9) einen kupfernen Hefekühler,
- 10) die sämtlichen eisernen Pumpen, hölzernen Gefäße und Sachen, welche zu einer complete Brennerei gehören,
- 11) das Gangwerk zu drei Mahlgängen mit Riemenscheiben, Lagern und Wellen,
- 12) drei complete Mahlgänge (1 Schrot-, 1 Mahl- und 1 Weizengang),
- 13) das Gangwerk zu einer Senfmühle mit completer Senfmühle.

Kauffliehhaber werden gebeten, sich zu obiger Zeit auf dem Keitel'schen Hof einfinden zu wollen.

Nienburg, den 4. April 1868

**Rode**

Gerichtsvogt des Königl. Amtsgerichts Nienburg

Am nächsten Morgen wurde Atschen durch rasende Zahnschmerzen geweckt. Gegen den Schmerz halfen noch nicht einmal mehrere Spülungen mit hochprozentigem Alkohol. Der Gang zum Zahnarzt Pieper war nicht zu vermeiden. Im Wartezimmer versuchte sich Atschen durch eine Ausgabe der „Nienburger Heimatzeitung“ abzulenken. Auf der Anzeigenseite stieß er auf folgende Annonce: Jetzt ließ er sogar die Behandlung seines morschen Backenzahnes mit dem Tretbohrer über sich ergehen.

Diese Anzeige musste er sofort seinem Freund Fritz zeigen. „Kuck mal, was ich in der Zeitung gefunden habe, was meinst du dazu? Wollen wir nicht gemeinsam zu der Versteigerung nach Nienburg fahren?“ „Natürlich komme ich mit, ich wollte dir gestern schon anbieten, dass du dir aus der Werkstatt meines Vaters alles an Material mitnehmen kannst, was du für die Verwirklichung deiner Idee von einer Dampfkesselbrennerei brauchst. Aber hier haben wir ja alle Gerätschaften auf einmal beisammen. Also, auf nach Nienburg, am nächsten Montag. Aber vergiss nicht deine Eltern um Erlaubnis zu bitten, denn du bist noch nicht allein geschäftsfähig!“ Nach dem Abendbrot wollte Alfreds Mutter sofort aufstehen und das Geschirr abwaschen, doch Alfred hielt sie am Arm fest.

Alfred: Muddern, bleib doch noch etwas sitzen. Wir müssen etwas Wichtiges besprechen. Ich habe euch noch gar nicht erzählt, dass Schwager Kleinschmidt seinen Betrieb aufgeben will. Die Brennereien im Schaumburgischen und im Oldenburgischen haben ihre Betriebe auf den Einsatz von Dampfmaschinen umgestellt. Dieser Konkurrenz ist unser Schwager nicht mehr gewachsen. Deshalb wollte er seine Brennerei auch auf Dampftrieb umstellen, doch sein Sohn möchte die Arbeit seines Vaters nicht mehr fortsetzen. Er will nicht in einem Kaff wie Stolzenau versauern, sondern sein Glück in den Fabriken an Rhein und Ruhr suchen. Den Brennkessel, der hinten im Schuppen liegt, hat er mir schon mitgegeben.

Vater Freese: Na, das sind ja keine guten Neuigkeiten. Und wie hast du dir das jetzt gedacht?

Alfred: Das wollte ich jetzt mit euch besprechen. Am Montag wollen Müllers Fritz und ich nach Nienburg fahren. Vom verstorbenen Dampfbranntweinbrenner Heinrich Keitel werden seine ganzen Maschinen meistbietend versteigert. Wenn wir sie für einen guten Preis bekommen können, werden wir alle Gerätschaften ersteigern und nach Liebenau bringen.

Mutter Freese: Aber Alfred, das ist doch viel zu teuer, so viel Geld haben wir nicht auf der hohen Kante.

Vater Freese: Da hat dir Müllers Fritz wieder einen schönen Floh ins Ohr gesetzt. Du und deine Fisimatenten! Nein, wir machen so weiter, wie wir es schon immer gemacht haben. Für uns werden die Erträge aus Landwirtschaft und Brennerei schon reichen.

Alfred: Vaddern! Für dich und Muddern reicht das wohl. Aber ich möchte demnächst Dorothea von gegenüber heiraten und eine weitere Familie kann unser Betrieb bestimmt nicht ernähren.

Vater Freese: Tscha! Jau! Was soll denn der ganze Kram kosten?

Alfred: Fritz hat sich beim Ökonom Össelmann erkundigt. Eine 6 PS starke Dampfmaschine mit allem drum und dran kostet neu 2000 Taler. Hinzu kommen noch die Betriebskosten von ungefähr 500 Taler pro Jahr, wenn wir mit Steinkohle heizen. Aber wir nehmen natürlich den Torf von unserem Feld aus dem Mainscher Moor dazu. So könnten wir das schon schaffen. Fritz will sich als zukünftiger Teilhaber auch an der Summe beteiligen. Außerdem sind alle Teile bereits gebraucht. Wir bekommen sie bestimmt für'n Appel und'n Ei. Und du, Vadder, kannst die Dampfmaschine auch zum Antrieb deiner Obstsaftpresse und Rapsölmühle benutzen. Dann brauchst du die Pressen nicht mehr mit der auf den Rücken gehenden Arbeit an der Kurbel bedienen.

Vater Freese: Na, Muddern, dann wollen wir das mal so angehen! Aber ich komme am Montag mit nach Nienburg, und passe auf, dass ihr Grünschnäbel euch nicht über den Tisch ziehen lasst.

Früh am Montagmorgen machten sich die drei mit einem Fuhrwerk auf den Weg nach Nienburg. Seltsamerweise waren sie die einzigen, die sich für die Versteigerung interessierten. Vater Freese machte ein Gebot über 800 Taler und bekam sofort den Zuschlag. Weil nicht alles auf den



Wagen passte, mussten sie noch eine zweite Fahrt nach Nienburg unternehmen und sich wieder bei Hentschel einen Fuchs ausleihen. Nun standen ihnen arbeitsreiche Monate bevor, denn sie hatten sich vorgenommen, den ersten Probelauf fürs Brennen noch vor Weihnachten durchzuführen. Um den Kraftantrieb der Dampfmaschine anzuwenden, brachten sie am Bodengiebel des Hauses einen Flaschenzug an. Und tatsächlich, das Hochhieven der bislang in der Scheune gelagerten Kornsäcke auf den Boden klappte mit Hilfe der Dampfmaschine mühelos.

Während des Zusammenbaus der Brennanlage machten sich Alfred und Fritz immer wieder neue Gedanken über die Ausweitung des Geschäftes. Alfred schlug vor: „Wir machen mit den Bauern Verträge, dass sie uns ihren Überschuss an Roggen und Gerste anliefern. Wir bezahlen sie mit dem Abfallprodukt „Schlempe“ als Viehfutter und geben ihnen den Fuselsprit des letzten Brennvorgangs umsonst. Dieser Fusel erzeugt zwar Kopfschmerzen und Übelkeit nach dem Trinken, er macht aber wenigstens schnell besoffen.“ Fritz hatte die Idee, der Raiffeisengenossenschaft in Nienburg als Gründungs-Mitglieder beizutreten. Dann wären sie auch bei unvorhergesehenen Geldschwierigkeiten abgesichert und könnten so an „billiges Geld“ kommen.

„Übrigens habe ich im „Courier“ eine Annonce gefunden, in der Arbeitskräfte aus Schweden angeboten werden. Die könnten wir in der Hauptsaison von September bis März für alle lästigen Arbeiten einstellen!“

**Schwedische Diensthboten**  
 — Knechte, Jungen und Mädchen, — welche neuerdings häufig bei deutschen Herrschaften zu deren völliger Zufriedenheit Dienste genommen haben, können durch mich direct von der in Schweden bestehenden Hauptagentur jederzeit besorgt werden. Auf schriftliche oder mündliche Anfragen ertheile ich gern nähere Auskunft.  
 Pöppenburg bei Nordstetten. **A. Hentrich.**

**Schwedische Diensthleute.**

Unterzeichnete haben in Schweden zum 21. October d. J. eine bedeutende Anzahl junger und kräftiger Leute, welche nach Deutschland auszuwandern wollen, für deutsche Dienste angenommen. Es sind dies Leute, welche ländliche Arbeiten kennen, im letzten Jahre in ländlichen Wirtschaften gedient haben und sich durch ihre Dienstthätigkeit legitimiren können.

Herrschaften, welche von diesen Leuten in ihre Dienste nehmen wollen, bitten wir möglichst bald ihre Bestellung beim mitunterzeichneten F. Willholz machen zu wollen. Bis 1. October können nur Bestellungen angenommen werden.

Reiseflosten bis Lüneburg 12 $\frac{3}{4}$  \$ Pr. Crt. a Person.  
 Lohnsatz per Jahr: Vollknechte 37 $\frac{1}{2}$  \$, Halbknechte 22 $\frac{1}{2}$ —30 \$, Jungen 15—18 \$, Vollmädchen 22 $\frac{1}{2}$  \$, Halbmadchen 15—18 \$.

**A. W. Prahm,** **F. Willholz,**  
 H a d in Schweden. F u l g e n bei Doberan in Mecklenburg.

## Vo Korn zum Doppelkorn

### Arbeitsschritt 1:

#### Trocknen des Getreides

Nach der Ernte auf den Feldern werden die Säcke mit Roggen, Weizen oder Gerste auf den Kornboden befördert und dort getrocknet.

### Arbeitsschritt 2: Das Schroten

Zur Zerkleinerung und damit Aufbereitung kommt das trockene Getreide in eine Schrotmühle. Das geschrotete Getreide wird anschließend in Säcke gefüllt.

### Arbeitsschritt 3: Das Dämpfen

Bevor die im Getreide enthaltene Stärke verzuckert und später vergoren werden kann, sollte sie aufgeschlossen werden, das heißt, dass die Stärke aus dem Korn freigelegt, verkleistert und gelöst wird. Dies geschieht durch Wässern, Erhitzen und Druck.

### Arbeitsschritt 4: Das Maischen

Der gedämpfte Getreidebrei, jetzt Maische genannt, wird in den Maischebottich befördert. Hier folgen zwei Arbeitsgänge: Erstens gilt es, durch Zugabe von Gerstenmalz die Stärke zu lösen und zu verzuckern. Das hierfür benötigte Malz war zuvor in der Mälzerei hergestellt worden. Zweitens gilt es anschließend, den Gärprozess einzuleiten, also die Umwandlung des Getreides in Alkohol und Schlempe. Dazu wird Hefe verwendet.

### Arbeitsschritt 5: Das Gären

Der Gärprozess dauerte drei Tage. Die „frische Maische“ wird dazu in Gärbottiche abgelassen. Der nach weiteren drei Tagen entstandene Brei heißt „reife Maische“ oder „Schlempe“.

### Arbeitsschritt 6: Die Destillation

Nun werden Alkohol und Schlempe voneinander getrennt. Dazu wird die reife Maische in eine Destilliersäule geleitet und darin auf etwa 78 Grad erhitzt. Bei dieser Temperatur löst sich der Alkohol zusammen mit Wasser und anderen löslichen Stoffen von der Schlempe. Die alkoholhaltigen Dämpfe werden anschließend durch Kühlen mit Wasser wieder verflüssigt.

### Arbeitsschritt 7: Die Rektifikation

Der bei der Destillation gewonnene Alkohol ist nicht rein genug, um ihn als Trinkalkohol zu verwenden. Den Vorgang der Reinigung nennt man Rektifikation. Diese Reinigung findet in drei weiteren Brenndurchläufen statt.

### Arbeitsschritt 8: Zubereitung und Verkauf

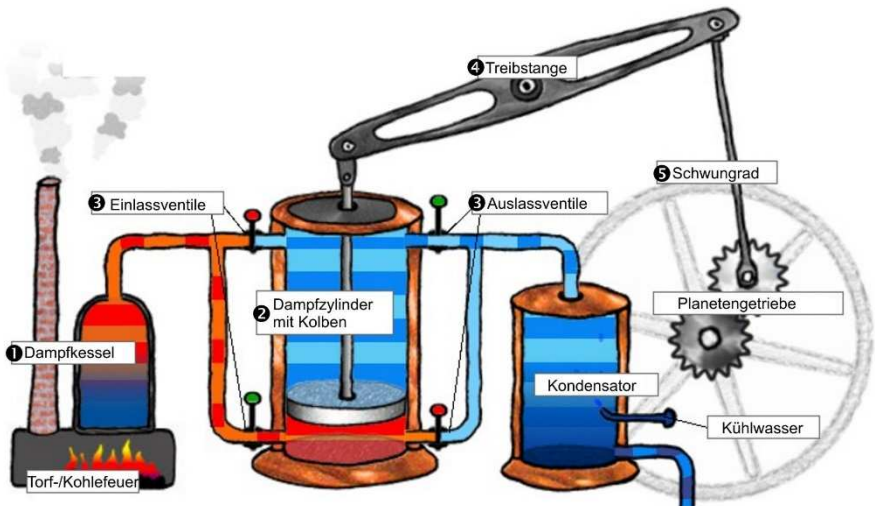
Nun kann der Alkohol verarbeitet werden, das heißt, verdünnt mit Quellwasser zu Korn oder Doppelkorn und gegebenenfalls mit Essenzen (Wacholder, Kümmel usw.) versetzt werden. In Eichenfässern reift er noch einige Zeit weiter bis zum Verkauf.

nach: Karsten Kolloge, 2777 Ganderkese

## Kleine Dampfmaschinenkunde

Eine einfache Dampfmaschine besteht aus folgenden Teilen:

- geschlossener Wasserkessel
- Zylinder mit Kolben



- Schieber oder Ventile
- Schwungrad

© Deutsches Museum München

Eine Dampfmaschine in einer Kornbrennerei diente zu zwei Zwecken:

1. Sie erzeugt Wärme für die Heizung, die Destillation und die Hefekammer.
2. Sie liefert die Kraft zum Antrieb der Kornmühle, des Flaschenzugs, der Malzquetsche, der Wasserpumpe, der Speisepumpen und des Rührwerks im Maischebottich. Das „Anbrennen“ sollte am Nikolaustag stattfinden. Dazu hatten sich zahlreiche Nachbarn, Freunde und Bekannte eingefunden. Alfred hatte den Torf in dem Ofen unter dem Dampfkessel bereits angezündet und nun schauten alle wie gebannt auf das Abtropfrohr unter dem Brennkessel. Da, der erste Tropfen fiel in das Auffangbecken. Fritz ergriff ein paar Schnapsgläser, hielt sie unter das Rohr und prahlte: „Es kommt, es kommt. Sagt Prost zu mir!“ Doch Alfred schlug ihm die Gläser sofort aus der Hand. „In der Technik bist du zwar ein Fuchs, aber

vom richtigen Brennen hast du immer noch keine Ahnung. Der erste Alkohol ist der Rohbrand, und der ist unheimlich giftig. Schon ein paar Gramm genügen und du bist hinüber! Wir müssen noch warten, bis der Feinbrand aus dem Rohr tropft.“ „Ich gebe noch schnell ein paar Schaufeln Steinkohle ins Feuer. Dann geht der Brennvorgang bestimmt schneller“, beruhigte Fritz seinen Freund.

Unter den Gästen kam indessen eine gewisse Unruhe auf. Einer zeigte aufgeregt auf den Dampfkessel, der plötzlich anfang zu zittern, kreischende Geräusche von sich gab und an dem sich kleine Risse zeigten. „Sofort raus hier!“, schrie Vater Freese die Leute an. Alle stürmten hinaus. Da donnerte auch schon ein gewaltiger „Wumms“ durch halb Liebenau, bis über die Auebrücke hinweg. Glas-, Eisen-, Stein- und Holzstücke flogen durch die Luft, bei Bullermanns riss die Druckwelle sogar ein großes Loch ins Ziegeldach. Von den Menschen war



glücklicherweise niemand verletzt worden und auch ein Feuer war nicht ausgebrochen. Doch der entstandene Schaden an der Geräten in der Brennerei und an den umliegenden Gebäuden war beträchtlich.

„Gott sei Dank haben wir für solche Fälle eine Versicherung bei der Hannover Brandschutzversicherung abgeschlossen. Die werden wohl für den Schaden aufkommen.“ Doch weit gefehlt! Die Sachverständigen der Versicherung stellten fest, dass die „Brennmeister“ auf den Einbau eines Überdruckventiles und einer Warnpfeife verzichtet

hatten. Deshalb erstattete die Versicherung nur einen Teil der Kosten. Die Aufräumarbeiten und der Neubau eines 20 Meter hohen Schornsteins dauerten noch bis kurz vor Ostern. Doch dann konnte endlich das „zweite Anbrennen“ stattfinden. Diesmal klappte alles wie am Schnürchen, und ob nun Weihnachten



*Giebellastenaufzug*



oder Ostern, in Liebenau war zu allen Jahreszeiten „Schnapssaison!“  
Und was noch erzählt werden muss: Alfred und Fritz waren sehr zufrieden mit ihrer Entscheidung, die Branntweinproduktion auf Hilfe mit einer Dampfmaschine umzustellen. Dadurch verdreifachte sich die erzeugte Alkoholmenge und die handwerkliche Arbeit ging allen viel leichter von der Hand. Durch Zufall entdeckte Alfred noch, dass eine sechsmonatige Lagerung des Branntweins in einem Eichenfass den Geschmack, die Weichheit und die Verträglichkeit des Alkohols deutlich verbesserte. Die Eichenfässer verliehen dem Korn eine goldgelbe Farbe. Deshalb nannte er diesen Schnaps „Echter Liebenauer Goldkorn“. An allen Börsen und Ausstellungen erhielt Alfreds Korn hohe Auszeichnungen und Medaillen in Silber und Gold. Auch Vater Freese bekam noch sein persönliches Erfolgserlebnis: Ihm gelang es, aus den hochgiftigen Anteilen des Rohbrandes einen Ausgangsstoff für Ameisen- und Essigsäure herzustellen. In verdünnter, wässriger Lösung konnte er als Essig verkauft werden. So gesellte sich zur Dampfbranntweimbrennerei Freese noch der Name „Essig-Freese“ hinzu. Sie behaupteten sich bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts.

Und nun ist auch der Ursprung der zweiten Strophe des „Liebenauer Liedes“ endlich geklärt:

„Ja, ja, in Liebenau, da ist der Himmel blau.  
Da kost‘ der Schnaps kein Geld,  
weil er vom Himmel fällt!“



Zu jedem Bier,  
das merke dir,  
gehört ein klarer Schnaps von hier!



Freeses Atschen war es, der durch eine Nachlässigkeit den ganzen Feinbrand in den Himmel gejagt